Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 50 (1946-1947)

Heft: 13

Artikel: Elefantenfang in Indien

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668998

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Tränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Türe ab, sett sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätterend und den gehörigen Artikel aufsuchend, sagt sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr wert gehalten hat. Daß es doch lieber Threr Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versett die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Tränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Gelbstbeherrschung verborgen, daß weder ich noch ihre Eltern etwas davon bemerkten; erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Ursache nicht.

Das Testament machte alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt geworde-Verhältnis mit Kath F. (Fröhlich) und schwieg gegen jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Anteil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns ersahren, der sie nunmehr besiel, und die sie in körperlichen Juständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht ersahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte niemandem etwas davon, setzte sich aber

hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverfundende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Überzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben mussen. Aber noch tein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchen sie von dem Albernen ihrer Besorgnis zu überzeugen. Arzte verlachen die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strotzenden. Im Winter erfrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Rurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. Go starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich forgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Romödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht loswerden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurfundeten.

Berständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Nückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Segenteile wohl nie im Ernste gezweiselt, halte es aber jett für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Elefantenfang in Indien

Im Staate Mysore, im südlichen Indien, findet einige Male jährlich ein Elefantenfang statt.

Eine folche Beranftaltung gehört zu den imposantesten und gewaltigften Erlebnissen, die man in Indien haben kann. Necht interessant sind schon die Vorbereitungen, die im Urwald zu diesem Zwecke getroffen werden.

Große Zelte und provisorisch aufgeschlagene Baracken werden an gewissen, mehr gelichteten Stellen des Urwaldes errichtet. Der Maharadschah, der diese Jagd veranstaltet, läßt seine Gäste glänzend bewirten. Ein Troß uniformierter Diener, Bons, Aufwärter und Schirmträger eilt geschäftig hin und her. Ein großes Festessen bildet die Einleitung dieses einzigartigen Schauspiels, das schon vier Tage vorher mit dem Eintrieb der Herde begonnen wird. Der Dschungel wird auf große Streden gelichtet, so daß man das Einfangen der Elefanten aut verfolgen kann. Eine roh gezimmerte, starte Umzäunung wird durch Sestrupp und Laubzweige getarnt, so daß dieser Plat von dem übrigen Oschungel fast nicht zu unterscheiden ist.

Wenn die Sonne am höchsten steht, beginnt der forcierte Eintrieb. Auf einen Kilometer Entfernung ist ein keilförmiger Kral errichtet, der wie ein Trichter in die Umzäunung mündet. Wenn die Herde sich einmal in dieser Enge befindet, dann gibt es kein Entrinnen mehr. Pünktlich um die Mittagsstunde sett der Höllenlärm der Treiber ein. Alles blickt hinüber zur Lichtung, durch die das wilde Heer herbeirasen wird. Alles ist in Deckung gegangen und hinter den Einfalltoren, die zwischen zwei riesigen Baumstämmen flantiert sind, harren, im Dickicht verborgen, die nackten, braunen Männer, die das geöffnete Tor des Gefängnisses nach dem Eintrieb zu schließen haben. Plötlich bewegt sich der Waldrand. Sie fommen! Jett beginnt die überwältigende Duberture diefer dramatischen Gzene. Ein verzweifeltes Trompeten und Schnauben aus vielen, hoch erhobenen Rüffeln. Nicht weniger als zweiunddreißig Elefanten sind auf dem Schauplat der letten Phase ihrer Freiheit erschienen. Der Lärm der Tiere ist wie das Brausen eines mächtigen Orfans.

Noch scheinen die Tiere nicht zu ahnen, was ihnen bevorsteht. Doch die immer enger werdende Sperre, in die sie sich förmlich hineindrängen, erweckt in ihnen offenbar Mißtrauen und den wilden Instinkt der Freiheit. Ein letzter Aus-

bruchsversuch, der die ungeheure Erregung zur höchsten Spannung steigert, wird durch die Barcitaden und die Geschicklichkeit der Treiber vereitelt. Ein wildes Drängen entsteht in der Herde. Es entsteht ein höllischer Wirrwarr, ein Getose der verzweifelten Tiere, welches die Zuschauer eine Minute lang in eine unvorstellbare bange Stimmung vesesett. Zwischen den zurückdrängenden und vorwärtsstürmenden Tieren bricht ein gigantischer Rampf aus, der mit den langen Stoßzähnen ausgefochten wird, ein Rampf, der mit den sonstigen Elefantenkampfen, die man in Indien sieht, nichts gemeinsam hat. Nun erfolgt die dramatischste und gefährlichste Arbeit der Treiber: die Fesselung der Gefangenen, eine Arbeit, die schon viele Menschenleben gefordert hat. Jeder Elefant wird von je zwei zahmen Elefanten eingeschlossen, während der fühne Feßler, dem "wilden" ein armdickes Juteseil um einen Hinterfuß schlingt. Diese Arbeit erfordert eine ungeheuere Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit. Die Tauenden werden dann um einen Baumstamm gelegt und das heftig sich wehrende Tier dort festgebunden. Ohne Hilfe der gezähmten Elefanten ware ein Elefantenfang unmöglich. Diefe vierbeinigen Helfer, die zu diefer Tätigfeit abgerichtet werden, beforgen den Verrat an ihrem eigenen Sechlecht mit der größten Kaltblütigkeit. Durch Püffe mit den Stoßgähnen leisten sie die Hauptarbeit beim Fesseln, Knebeln und beim Abtransport.

Anderseits ist es auch rührend zu sehen, wie sie ihre gefesselten Kameraden mit Nahrung versorgen, die sie aus den Grasdschungeln herbeischleppen. Manchmal jedoch erwacht auch in den gezähmten Elefanten der Freiheitsdrang, und Lehrer und Schüler verschwinden im Uwald. Das geschieht aber nur dann, wenn die Elefanten von ihren Wärtern nicht verständnisvoll genug behandelt werden.

Die gezähmten Elefanten werden allmählich von ihren Treibern zu Arbeitselefanten ausgebildet und leisten besonders beim Holzfällen unschätzbare Dienste. Nach dem Elefantenfang läßt der Maharadscha seine Säste neuerlich bewirten und erst spät nach Mitternacht gehen die Säste nach Hause.